

HEIMATSPIELE

Die DDR ist auf den Bühnen der neuen Länder in dieser Spielzeit auffällig präsent. Impressionen aus dem Osten der Theaterrepublik

Text_Hartmut Krug

Simon Käser in der Romanadaption „89/90“ am Staatsschauspiel Dresden



In den letzten Jahren haben sich ostdeutsche Theater immer stärker an einer Auseinandersetzung mit der Geschichte der DDR versucht. Die Stücke, die meist als Dramatisierungen von Romanen entstanden, haben dabei nicht den Weg in westdeutsche Theaterlande gefunden. Die ersten Versuche, zum Beispiel am Theater Magdeburg mit „Spur der Steine“, den Zusammenbruch der DDR in einer Art Systemanalyse und Systemkritik theatralisch aufzubereiten, bewegten sich zwischen komödiantischem Abbild- und Erklärtheater. Das Theater zielte deutlich auf die Erinnerungen seiner Zuschauer und nahm durchaus in Kauf, als nostalgisch missverstanden zu werden. Dabei wurde doch vor allem Autoritätshörigkeit komödiantisch ausgestellt.

Der Film „Bornholmer Straße“ ist mehrfach als Bühnenversion inszeniert worden, so in Halle und in Senftenberg. Der Film von Christian Schwochow in der Fassung von Jürgen Steinberg und Rainer Schwochow beweist sich als ideale Vorlage für ein solides Erzähltheater, das nichts Neues aufdeckt, aber gesellschaftliche Strukturen deutlich aufzeigt. An der Neuen Bühne Senftenberg beherrscht ein massiger Wachturm die Bühne. Einer der vielen Uniformträger, die hier für die Grenztruppen, die Sicherheit, den Zoll oder als Fahndungsoffizier und Parteisekretär tätig sind, erklärt in herablassender Befehlsform dem Publikum mithilfe eines Overhead-Projektors die kompliziert verschachtelte Konstruktion der Grenzübergangsstelle. So wird gleich zu Beginn gegen geschichtlichen Ernst die aufklärerische Komik gesetzt. Hier darf keine Maus durchkommen. Doch einem kleinen Hund gelingt es – ohne Ausweis, aber mit Durchfall. Dieser Grenzverletzer wird nach allen bürokratischen Vorschriften behandelt. So sehen wir Menschen, deren befohlenes Handeln sie bis zur Komik verformt.

Der Druck durch die Rede von Günter Schabowski, mit der er den DDR-Bürgern die Ausreise gestattet, führt zu hektischer Unsicherheit und gegenseitigen Aggressionen. Friedrich Rößiger als Chef vom Dienst zeigt sehr schön die Hilflosigkeit eines Mannes, der ohne Befehle dasteht. Als Pragmatiker will er zunächst den Bürgern, die über die Grenze wollen, mit Vernunft und alten Regeln beikommen. Andere Offiziere setzen auf Gewalt, bis die reisewilligen Bürger aus der DDR kommen und die Grenze in einem Akt verzweifelter Erschöpfung geöffnet wird. Regisseurin Sonja Hilberger arbeitet die ganze Absurdität eines Systems heraus, das von Befehlen und Beziehungsritualen, Aversionen, Animositäten und hilfloser Gewaltbereitschaft geprägt ist. Das Ganze: eine Art aufklärerischer Komödie, die ihr Publikum bei seinen Erinnerungen abholt.

Ganz anderes Theater bietet das Staatsschauspiel Dresden. Wie ein System an seinen Widersprüchen zusammenbricht und junge Leute mit schwankender Protesthaltung erleben,

wie die DDR zu Ende gebracht wird, erzählt „89/90“ nach dem autobiographischen Roman von Peter Richter am Staatsschauspiel Dresden in der Uraufführung von Christina Rast. Das ist wildes „Jugendtheater“, fast ein Gegenmodell zur „Bornholmer Straße“.

In der Wendezeit erlebt der 16-jährige P. Punk und Pogo, Hausbesetzungen und Straßenkämpfe. Die Inszenierung versucht mit der Dresdner Band *DYSE* den Sound der Jugendlichen nachzuspielen, die sich zwischen FDJ, Punk und Bomberjacke ihren Weg suchen. Entstanden ist ein langer, lauter Abend mit spielerischer und analytischer Kraft, zugleich verwirrend und den aufgekrazten Zuschauer voller Fragen zurücklassend.

Die DDR ist tot, doch sie lebt in individuellen Erinnerungen und in der Resignation der Menschen weiter. Das erklären uns ostdeutsche Theaterstücke, die im Rückblick Erfahrungen ganz unterschiedlicher Art ausstellen. In „Melken“ von Jörn Klare sitzt ein Mann auf einem Melkschemel wie auf einem gepackten Koffer. Seine Adoptivtochter wird den Ostler in den Westen holen, denn seine LPG und die Kühe gibt es nicht mehr. Eigentlich gehört er nicht in den Westen, findet er, aber die Fremden im Dorf sind ihm so wenig geheuer wie die Jungen, die von guten alten Zeiten unter Adolf reden. Sebastian Kowski gibt in Hasko Webers Regie in der *Studiobühne unter dem Dach* des Deutschen Nationaltheaters Weimar das von Jörn Klare geschriebene soziale Psychogramm eines Menschen, der ohne Konflikte in einer Gesellschaft zu leben verstand und nun ratlos ist. Da hilft ihm auch das Lied „Unsere Heimat“ nicht mehr. Ein kluger Text in einer sensiblen Inszenierung mit einem Darsteller, der seine Irritation aus der Stille heraus entwickelt.

Auch Lydia Bunks Inszenierung von Annett Gröschners Roman „Moskauer Eis“ am Theater Magdeburg ist eine stille Inszenierung über eine traurige Zeit. Der Vater der Erzählerin Annja, ein DDR-Kühlmittelforscher, wird entlassen, denn jetzt kühlen die Westler. Da friert sich der Vater eben ein, in der Kühltruhe der Großmutter, und die Tochter findet ihn. Es ist ein skurriler, wunderbar komischer und deutlich metaphorischer Roman, bei der sich die Magdeburger Inszenierung mit der Familiengeschichte geschickt an der DDR-Geschichte reibt. Das Sandmännchen steht im Regal, die Oma singt DDR-Schlager und findet es nicht gut, dass die Mauer gefallen ist. Denn jetzt wisse man gar nicht mehr, wo die Kinder gerade seien. Wie hier in den Erinnerungen der Figuren DDR-Alltag mit Stasi und Partei ganz beiläufig auftaucht, gibt dem Abend eine komödiantische und zugleich realistische Kraft. Was ist Erinnerung, und wie bleibt sie lebendig mit einem Vater in der Kühltruhe?

„Tote Babys auf glattem Eis“ heißt eine Uraufführung im 3. Stock der Volksbühne Berlin. Eine Frau wird von Alpträu-

men gepeinigt: „Platsch“ schreit sie, denn sie träumt von toten Babys, die auf den Boden fallen. Es ist Silvester 1990, und die Raketen knallen dazu mit lautem „Zisch“. Bille war Tänzerin an der Staatsoper und erinnert sich an ihre DDR-Vergangenheit. Nichts ist klar zwischen ihr und ihrem Freund Roger. Nur langsam wird in dieser bewusst nicht immer eindeutig erzählten Geschichte deutlich, worunter beide noch immer leiden. Bille hatte neben Roger noch eine Beziehung zu einem anderen Mann, von dem sie schwanger wurde. Der aber war Stasi-Informant, und sie trieb das gemeinsame Kind ab. Wegen „Vorbereitung zur Republikflucht“ wurden Bille und Roger später von der Staatssicherheit verhaftet und nach 555 Tagen Haft in den Westen freigekauft. Das Stück verarbeitet Erinnerungen der

**DIE DDR IST TOT,
DOCH SIE LEBT
IN INDIVIDUELLEN
ERINNERUNGEN
UND IN DER
RESIGNATION DER
MENSCHEN WEITER.
DAS ERKLÄREN
UNS OSTDEUTSCHE
THEATERSTÜCKE,
DIE IM RÜCKBLICK
ERFAHRUNGEN
GANZ UNTERSCHIEDLICHER ART
AUSSTELLEN**

Autoren Horst Günther Marx und Werner Tritzscher, Letzterer führt auch Regie. Doch es ist kein Dokumentar-, sondern eher ein Psychostück. Deshalb gibt es das Paar auch noch in einer älteren Fassung. Diese Persönlichkeitsaufspaltung ist ein kluger Einfall für eine Inszenierung, die davon erzählt, wie man die Kraft des Vergangenen im Gegenwärtigen bekämpft.

Das intensive Spiel hat etwas Filmisch-Traumhaftes, vor allem auch durch die Graphik Novells ähnelnden Videobilder an der Rückwand. Insgesamt ist dies eine szenisch und dramaturgisch starke Arbeit, die sich mit dem schwierigen Prozess der Aneignung und Ablösung von einer schlimmen Vergangenheit auf spielerisch-sinnliche, bildhafte Weise auseinandersetzt.

Dann gibt es die Versuche, beim Weg vom Diskurstheater zum sinnlichen Erfahrungstheater eine ganz eigene Haltung und einen besonderen Sound zu finden. So bei „*Spur der Steine*“, Theaterfassung von Ilse Reinsberg und Albert Lang nach dem Roman von Erik Neutsch (Regie: Albert Lang) am **Volks-theater Rostock**. Der Roman von Erik Neutsch aus dem Jahr 1964, der schnell eine Auflage von 500 000 erreichte, durch Frank Beyer 1968 verfilmt, dann aber verboten und erst in Wendezeiten wieder freigegeben wurde, war 2014 in Magdeburg in einer der Vorlage genau folgenden, überzeugenden Dramatisierung auf die Bühne gelangt. Dabei zeigte sich, dass an dem alten Stoff noch heute die Offenheit spannend wirkt, mit der Men-

schen in ihren Widersprüchen gezeigt werden. Menschen, die voll individueller Sehnsucht, aber auch mit Egoismus ihren Weg in einer sich neu aufbauenden Gesellschaft suchen.

In Rostock, so die Formulierung in der Zeitung des Volkstheaters, „arbeiten Musiker und Schauspieler gemeinsam am Klang der modernen Baustelle“. Nein, das nun gerade nicht. Der Klang einer Baustelle erklingt keineswegs auf der Rostocker Bühne. Sondern der Live-Klang einer Rockband, die auf der Bühne vor einer bunt bemalten Wand mit Politikerköpfen sitzt. Aus dem Zuschauerraum steigen die Darsteller auf die Bühne und stellen sich zu gesungenen Erzählungen auf.

Albert Lang, der gleich für Inszenierung, Bühne und Kostüme zuständig ist, hat eine musikalische Nummernrevue inszeniert. Die Band, musikalisch so ordentlich wie monoton, spielt auf, und die Darsteller sing-sprechen dazu lange Erklärungen und Berichte ihrer Figuren. Der Rhythmus der Musik und die Texte passen oft nicht zu- und aufeinander, und die Darsteller der einzelnen Figuren unterscheiden sich zwar stimmlich und im Temperament, schaffen aber kaum erkennbare Charaktere. Wer die Vorlage nicht kennt, hat Schwierigkeiten, die in immer neuen Bruchstücken erzählte Handlung zu verstehen. Immerhin: ein engagierter Versuch.

Der Roman „*Kruso*“ von Lutz Seiler ist an vielen Orten und in unterschiedlichen Dramatisierungen in Ostdeutschland auf die Bühnen gekommen: am Theater Vorpommern, in Altenburg, Dresden, Potsdam und Magdeburg. Am Schauspiel **Leipzig** war Armin Petras für die Bühnenbearbeitung und Regie verantwortlich. Seine Inszenierung zeigt, wie schwer es ist, zum aufrechten Gang zu kommen: mit einem atmosphärischen Bühnenbild von senkrecht gespannten Perlonfäden, die Hiddensee zum Gefängnis der versperrten Möglichkeiten werden lassen. Es ist ein schönes Bild für ein System, in dem Menschen nicht aufrecht gehen können, sondern sich mühsam durchwinden müssen. Dabei sollen Körper- und Tanzbilder verzaubern, Musik Atmosphäre schaffen, und Anja Schneider fasziniert in der Rolle des Kruso, der sich für die Freiheit als Anführer dieser merkwürdigen Aussteigergruppe engagiert. Wenn man sich im Gewirr der Schnüre zum freien Gang durchsetzen will, ist das auch ein Kampf gegen Verbote. Leider aber wirkt die Inszenierung arg plakativ, nicht nur, wenn Ed und Kruso am Schluss für Senf und Ketchup Reklame laufen.

„*Kruso*“ ist ein Roman, der in der Sinnlichkeit seiner Erzählung den Zusammenbruch von DDR-Wirklichkeit analytisch verdeutlicht. Kein Wunder, dass Dramaturgen in Ostdeutschland ihn so gern für ihre Bühnen bearbeiten. Denn er liefert mit dem Blick zurück die Einsicht in die Gegenwart. Der Osten schaut sich an. ■